Frau Barbara Schultheiss

Autor(en): **Korrodi, E.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-750640

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

nisches, schmerzliches, fröhliches Dasein leben. Nur verschiebt Schaffner den Schwerpunkt, gibt auch dem schlichtesten Stiefelputzer ein inkommensurables Etwas; entdeckt „die gebrochenen Charaktere", ohne sie so tragisch wie Dostojewsky zu nehmen, bekundet, organlos für das hohe Pathos, dafür seine Erdennähe durch die glücklich angebrachten Humor-Ventile. Allerlei ironische Teufeleien und Zierlichkeiten huschen und flattern durch diese überreiche Kunst. Der Stil Schaffners möchte uns mit metaphysischen Essenzen laben, irrlichterliert zwar hin und her, bis er aus verworrenen Ahnungen in einer unvergesslichen Formulierung sein Daseinsrecht bewiesen hat. Schaffner sucht und findet problematische Naturen — sogar in der Tierwelt: „Die Hündin", „Der Fuchs", „Sakerment, der Waldhas". Schon im „Boten Gottes" wird allem, was da kreucht und fleucht, eine wertvolle Beziehung zum Leben abgerungen. Haben diese Tiernovellen weder den erbaulichen Nebenzweck, wie jene der Ebner-Eschenbach; noch das Predigertalent der J. V. Widmannschen Tiere, so wirkt dafür ihre von Schaffner so zierlich und geistreich erzählte Biographie vielfach überraschend. Es ist gar keine Frage: In dieser Historia von Sakerment, dem Waldhasen, kündet sich eine ganz neue Art epischer Gestaltung an, die mir so glückiich gelöst scheint, dass ich kaum ein Hasenschärtlein entdecken kann.

Schaffners Menschen führen hie und da ihren Stammbaum auf jene G. Kellers zurück, tragen aber alle Merkmale der neuen Generation. Kurt Wegele und die in Liebessachen großzügige, in Moschusduft dahin wandelnde Guste Pumsam sind herrliche Ergebnisse novellistischen Spieltriebes. Die Zickzackerlebnisse des armen Peter Schäublin führen in eine seltsame Welt, die Schaffner ins fröhliche helle Licht zieht (Die Wahrsagerin). In Dingen der Liebe sind alle unberechenbar, sogar, nein eben gerade, „Der Scharfrichter", der sich einen so aparten Abgang von dieser Welt ausersonnen. Das Liebeserlebnis von „Hans Weltschmerz" aber (das verratene Leben) hat allen Anspruch, als Unikum gewertet zu sein. Den Kampf der Technik mit der Menschenseele stellt Schaffner mit jenen großartigen Mitteln dar, mit denen Dichter das Unbeschreibliche gestalten: etwa Chamisso den Augenblick, wie Schlehmils Schatten vom Boden aufgehoben und zusammengerollt wird, oder wie Gotthelf den *„Schwarzen Tod"* als „schwarze Spinne" kriechen sah. Er hat aus der Optik der Arbeiter heraus das Eisenwerk, die große Maschine, als Götze versinnlicht.

Schaffner, ein Feind aller in Sekt gebadeten Gefühle, muss auf die geistige Mitarbeit seines Lesers hoffen; denn statt der „epischen Breite" strebt er die „epische Weite" an, lenkt den Blick auf allerlei Unbeachtetes. Diese Kunst ist keine leichte Sache für den Dichter — und für den Leser.

ZÜRICH E. KORRODI

□□□

FRAU BARBARA SCHULTHESS

Aus diesem ziervollen und erfreulichen Büchelchen über Goethes Zürcher Freundin Bäbe Schulthess würde das romantische Feuerteufelchen Bettina, oder die boshaft geistreiche Caroline Schlegel wahrscheinlich das erste Kapitel herausgeschnitten und an der Türe einer Kinderstube aufgespießt haben. Allerdings fängt dieses Kapitel hausbacken an; die Herrin

vom „Schönenhof“ führt uns zu ihren holländischen Blumenzwiebeln, zum „Güggel mit seinem Serail“; kurz, sie sieht die Welt durch das Verkleinerungsglas der „züchtigen Hausfrau“, die aus Schillers „Glocke“ den Weg in den „Schönenhof“ in Zürich gefunden hat.

Aber ihr Biograph, Professor von Schulthess-Rechberg, bewundert mit Recht die häuslichen Talente Bäbe Schulthess', weil sie anmutig genug diese Frau kleiden, die nicht geistreich ex professo sein wollte, die im Freundesparlament Goethes das Stimmrecht nicht forderte, sondern sich schenken ließ, die, obwohl Goethe schon eine Frau von Stein erlebt hatte, ihm noch bedeutend erschien, die mit der gleichen Hand das Bügeleisen tummelte und vielleicht eine Stunde später für den „Ur-Tasso“ geistbelebten Dank schrieb.

Eine merkwürdige Frau! Sie sieht Lavater in feurigem Eliaswagen gen Himmel fahren, bringt ihm aber auch die Erde wieder unter die Sohlen. Lavater liebt Bäben, trotzdem sie in seine Begeisterung den Radschuh der Kritik hängt. Sie taktiert ihm jederzeit ein Ritardando. Dem Lavaterschen Gefühlsrausch erscheint die „Männin“ darum von „durchschmetterndem Verstand“. Wie alle Zungenathleten bewundert er ihr wahrhaft Produktivität gewordenes, beredtes Schweigen: „Immer sieben stille Taten, statt eines Wortes.“ Aber an den Physiognomiker Lavater glaubt sie so feurig wie der junge Goethe, nimmt Gipsabdrücke von einer Hand sehr wichtig, weil Lavaters Physiognomik aus der Hand den ganzen Menschen erkennt, den Einwurf der Spottdrosseln freilich überhörend: „Es ist demnach jener Gebrauch der sich Schämenden, dass sie die Hand vors Gesicht halten, höchst ungereimt, denn die Hände und nicht das Gesicht sind die Fenster in der Brust. Es kommt mir dieser Gebrauch ebenso töricht vor, als wenn jemand, den man im Hemde überraschte, sein Gesicht aus Scham mit dem Zipfel des Hemdes zudecken wollte.“

Barbara Schulthess und Goethe! „Gib meine Sachen an Bäben, die weiß wohin mit,“ schreibt aus Rom Goethe an Lavater. Etwa kein deutlicher Fingerzeig, dass Bäbe die feinere Erraterin des Goetheschen Formwillens war? Trotzdem; ihr Freundschaftsbund mit Goethe muss die letzte Parallele werden zu den großen erkalteten Freundschaften, der Bodmerschen mit Klopstock und Wieland, der Lavaterschen — o David und Jonathan! — mit Goethe!

Die Schweizer haben im Ungestüm der Jugend den Schulfuchs Gottsched erledigt und dem „Sturm und Drang“ wenigstens verschwiegene Liebe geschworen; aber dann entwickelten sie reaktionäre Gelüste, hätten den Zeiger der Uhr am liebsten auf das denkwürdige Jahr 1748, das Geburtsjahr des Klopstockschen Messias zurückgedreht, begnügten sich gar, das hohe Epos zu einem Ableger der Bibelstunde zu entwerten. Gottesdienst will ihre Dichtung sein, jene der Klassiker Menschendienst. Der nicht Goethe-reife Lavater muss darum Blocksberg-reif werden. Welch eine Welt von Gegensätzen! Lavater und Goethe! Jener sucht, ein Flimmern vor den Augen, „Aussichten in die Ewigkeit“, Goethe das Land der Griechen, will sagen, seine neue, umgeformte Welt!

Und zwischen beiden steht gläubig dem Kanzelworte Lavaters lauschend und Goethes dichterische Welt bestaunend Bäbe Schulthess. Der „Immergleichen“ aber bangt beim Gedanken, dass Goethe ein anderer geworden ist. „Es tut so wohl, etwas Unveränderliches zu finden!“ So wirbt

ihre Liebe um den Dichter, der das Recht der ewigen Häutung stürmisch begehrte: „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, bin ich schon in Erfurt."

Die geistigen Siriusweiten, die ihn von dem Zürcher Kreise in der zweiten Hälfte der Neunzigerjahre trennten, ahnte er wohl selbst nicht bis zu jenem denkwürdigen Nachmittag des 20. Septembers 1797, als er einsam in Zürich über den Graben bis zum Schönenhof spaziert, von weitem Lavater sieht und ignoriert. Aus Trotz, Eigenwillen? Oder aus dem energischen Verzicht auf laue Kompromisse? — Professor von Schulthess neigt zu der Ansicht, Goethes eigener Mangel an Duldsamkeit habe die Aussöhnung mit Lavater erschwert. Konnte ihm aber an dem „betrogenen Betrüger" — denn in einem einzuschränkenden Sinne war er es — noch etwas liegen? So zog auch Barbara Schulthess *den* Schluss, der ihrer „Stete" eine gewisse tragische Weihe gibt. Sie opferte Goethe um Lavaters willen.

Die sorgsam aus Suphans und besonders aus eigener Quellenforschung bereicherte Biographie Professor Schulthess' hat die Freundin Goethes nicht in Denkmalspose vorgestellt, sie vielmehr in ihrer behaglichen Wirklichkeit aufgesucht. Dass ihr Licht auf den Scheffel gestellt wurde, verdient sie wohl, hat Bäbe Schulthess sich doch auf jede Weise der Neugierde der Nachwelt entzogen, bis durch die Billetersche Entdeckung des „Urmeister" alle kritischen Federn in einer Gratulationscour an ihrem verblichenen Schatten vorbeidefilierten.

Professor Schulthess' feinsinniges Werklein ist jetzt durch die Neuauflage des Verlages von Schulthess & Cie. aus dem Versteck des „Neujahrsblattes zum Besten des zürcherischen Waisenhauses" herausgeholt worden — *zum Besten* aller Literaturfreunde!

ZÜRICH E. KORRODI

□□□

SCHAUSPIELABENDE

Wir hatten es nicht zu bereuen, dass die Sitte, Dichtergedenktage, wenn es sich um Dramatiker handelt, auch im Theater zu feiern, uns eine Aufführung von *Otto Ludwigs* Trauerspiel *„Der Erbförster"* beschert hat. Das Drama des am 12. Februar 1813 gebornen Thüringers ist im Frühjahr und Sommer 1849 zur Vollendung gelangt, in seinem Entstehen und Werden reicht es, wie sich dies bei dem grübelnden, nie sich genug tuenden Ludwig von selbst versteht, mindestens fünf Jahre zurück. Aus den Notizen, die sich der Dichter auf eines seiner Planhefte — deren Zahl Legion war — im Jahr 1847 gemacht hat, heben wir zwei heraus: „Die ganze Metaphysik des Rechtsgefühls" — „Das Stück muss in Iffland zu wurzeln scheinen und mit dem Wipfel an Shakespeare rühren."

Das Rechtsgefühl des Erbförsters Christian Ulrich wurzelt im Naturrecht. Es gibt für ihn Dinge, die keiner, auch wenn er die Macht in den Händen hat, tun darf, wenn er sich nicht gegen das wahre Recht versündigen will, gegen ein Recht, das nicht im Gesetzbuch steht, wohl aber im Herzen jedes anständigen Menschen, von Gott selbst eingeschrieben. Mit dem Wald völlig verwachsen, von Vater und Großvater her gewissermaßen